

Rezeptive Kunsttherapie

Auszüge aus: Titze, Doris/ HfBK Dresden Hg.(2019): Das verkörperte Bild. Porträts aus kunstgeschichtlicher und kunsttherapeutischer Sicht. Dresden: Sandstein ISBN 978-3-95498-526-5

Die Bildwirkung

Der Ansatz der rezeptiven Kunsttherapie regt an, eigene Antworten der Kunst und dem Leben gegenüber zu entwickeln; die selektive Wahrnehmung in der Betrachtung der Bilder führt zu (therapeutischen) Gesprächen darüber. Die Geschichte Pinocchios, jener hölzernen Figur, die zu leben begann, versinnbildlicht unter anderem das Eigenleben eines Werkes. Der/die Gestalter*in hat keinen Einfluss mehr auf das Werk, nachdem es in die Welt entlassen wurde. Betrachtet man es erneut nach einem längeren Zeitabstand, ist es angereichert durch die eigenen Vorstellungen und jene anderer Betrachter*innen. Es bewahrt seine zuverlässige Beständigkeit und doch erhält es einen Bedeutungszuwachs und scheint gealtert, gereift, verändert, fremder oder vertrauter und hat sich, wie Pinocchio, verselbständigt.

Es ist wichtig, dass das Bild als ein Gegenüber immer wieder neu befragt werden kann. Was möchten wir selbst (im Bild) darstellen, sehen, erzeugen, beleben? Man kann sich im Bild, im Spiegel oder auch durch andere Menschen betrachten. Raffael (1483–1520) malte im „Selbstbildnis mit einem Freund“ ein Porträt seines Freundes und seiner selbst (zw. 1518 und 1520). Der Freund schaut auf den Maler, während dieser ihm die Hand auf die Schulter legt und aus dem Bild blickt. Was sieht er? Sieht er in den Spiegel während er malt? Sieht er das Bild, das wir nun selbst vor Augen haben? Sieht er zu uns? Wir sehen zwei Menschen auf ein Drittes bezogen, das außerhalb des Bildes selbst liegt.

Auf Raffaels Bild sehen wir den Blick des Malers und des Freundes vielleicht im Moment des Malens und Betrachtens des Bildes. Wir sehen im Bild eine Gegenwart, die seit 500 Jahren vergangen ist und nun unverändert existiert; es kann trotz seines Alters den Betrachter*innen momentane Befindlichkeiten oder Bedürfnisse für die Zukunft widerspiegeln. John Berger schreibt hierzu: „Gemälde sind Vorhersagen, die aus der Vergangenheit empfangen werden, Vorhersagen über das, *was der Betrachter vor dem Gemälde in diesem Augenblick sieht*. Einige Vorhersagen erschöpfen sich rasch – das Bild verliert seine Adressaten; andere überdauern“ (Berger 1990b, S. 221). Bilder, die ihre Vorhersagen überdauern, wirken kraftvoll bis heute und animieren immer wieder zur Betrachtung.

In der Kunsttherapie binden wir die Gestaltung als ein Drittes in die therapeutische Beziehung ein. Es kann als ein eigenständiges Gegenüber sowohl von dem/der Therapeut*in als auch dem/der Maler*in befragt werden, die dadurch ihre Dyade erweitern. Das Bild ist, anders als ein Gespräch, für beide gleich sichtbar. Das heißt nicht, dass alle das Gleiche sehen, denn die Wahrnehmung der Bilder ist ebenfalls ein hoch kreativer Vorgang.

Die Dynamik innerhalb des Bildes entsteht in seiner Betrachtung. Narziss versank in sein Spiegelbild, weil er es mit sich selbst verwechselte. Hier müssen wir im kunsttherapeutischen Kontext lernen, unsere Bilder von uns zu trennen und zugleich mit ihnen verbunden zu bleiben. Ein Bild als ein von einem selbst getrenntes Gegenüber zu erfahren, schafft Distanz in der Nähe. Gleichzeitig ist das Andere ein Eigenes, indem wir es visuell, emotional und gedanklich in uns aufnehmen. Es ist bloß ein Bild, dennoch gehört es zu uns. Wichtig ist, sich der Wirkung von Bildern bewusst zu bleiben, denn sie berühren unmittelbar; daher gilt in der kunsttherapeutischen Begleitung besondere Sorgfalt. Denn zugleich bieten Bilder den Schutz, ein unerträgliches Erleben aus sich herauszustellen und Abstand dazu zu gewinnen.

Rezeptive Bildarbeit

Mit einer äußeren Gestalt der (eigenen) Bilder kann man in Beziehung treten. Sie können von verschiedenen Menschen gleichzeitig gesehen werden, doch wird jede/r einen anderen Blick darauf gewinnen. Ingrid Riedel sieht eine Verknüpfung zwischen äußerem und innerem Bild, indem „immer beim Malen und schon beim Imaginieren, der Grundsatz gilt: Was ich imaginieren, malen und gestalten kann, ist damit schon mehr als eine bloße Wunschfantasie, ist vielmehr psychisch schon da in mir, in seiner psychischen Wirklichkeit und Energie, die eine Tendenz auf Realisierung hin hat – vielleicht zunächst in der Innenwelt, was bedeutsam genug wäre, aber von dort her dann auch in der Außenwelt.“ (Riedel 2008, S. 128)

Ein Bild vergegenwärtigt Vergängliches und Künftiges; es transportiert und transformiert Ideen, Gefühle und Vorstellungen. Vor allem Porträts eröffnen den Malenden und Betrachtenden die Chance, sich selbst näher zu kommen, da sie sich direkt auf den Menschen, seine Bedingungen und seine Wesenheit beziehen. Bildnisse werden bestimmt durch jene, die porträtieren und jene, die porträtiert werden – sowie durch diejenigen, die das Porträt betrachten. In der Kunsttherapie arbeiten wir daher sowohl originär mit eigenen Gestaltungen als auch rezeptiv mit Bildvorlagen, die bildnerisch nachempfunden werden können.

Der Mensch selbst als Betrachter erweckt das Bild zum Leben im kreativen Akt seiner Wahrnehmung: Es wird zu seinem eigenen, inneren, sich erweiternden Bild. In der Annäherung an ein Fremdbild kann das Selbstbild neu- bzw. wiederentdeckt werden. Die Kunsttherapie bewegt sich dabei im Spektrum zwischen dem idealisierten Bild eines Wunsches und dem unverfälschten Abbild dessen, was ist. Es geht darum, sowohl aktuelle Konflikte und Ressourcen anzusehen als auch möglichen Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen als Vorbilder zu visualisieren und zu verknüpfen. Die Akzeptanz des Imperfekten dabei ist eine der Erkenntnisse, die nicht nur die Kunsttherapie weitergeben möchte.

Porträts sind besonders geeignet, das Eigene im Fremden zu erfassen und dessen vielfältige Facetten zu entdecken. Sie sind ein Übungsfeld bildhafter Projektionen, Erinnerungen und Antizipationen eigener Handlungen und Erfahrungen. Wir können daran anknüpfen, wie andere Menschen sich gesehen und unterschiedlich auf sich und die Welt reagiert haben. Wir versetzen uns in das Gegenüber hinein und erproben vielleicht andere Rollen. Gerade bei vielfältig angeregten Porträts (rezeptiv, vor dem Spiegel, gegenseitig, nach einer Imagination) ergeben sich divergierende Mal- und Ausdrucksweisen, die oft nicht als die eigenen angenommen werden. Diese einzelnen Charaktere zunächst objektiv auf die Bilder zu beziehen und sie untereinander in ein Gespräch zu bringen (durch den/ die Maler*in selbst) führt zu Vernetzung der jeweilig zugeschriebenen Eigenschaften. Einzelne Persönlichkeitsanteile können je nach Reflexionsfähigkeit der Patien*innen auch innerpsychisch betrachtet und integriert werden. Manche Dialoge mit dem Bild vernetzen, gerade bei unterschiedlichen Porträts, die (vielleicht noch unbewussten) Anteile der Person selbst miteinander. Um Bilder auf uns wirken zu lassen, müssen wir sie sorgfältig wahrnehmen.

„Das Wahrnehmen und Empfangen von Kunst und die bewußte Auseinandersetzung mit ihr kann ein kunsttherapeutischer Vorgang sein.“ (Leuteritz 1993, S. 275) „Kommt es aber zu dieser seelischen Resonanz zwischen Kunstwerk und Rezipienten, dann können seelische Kräfte geweckt werden, die einer Erkrankung entgegenwirken und eine Krankheit zu heilen oder doch zu lindern vermögen.“ Denn „da schwingt etwas im Kunstwerk, das sich ganz und gar dem rationalen Zugriff entzieht, dagegen aber unmittelbar die Seele des wahrnehmungswilligen Kunstrezipienten anrührt“ (ebd., S. 278).

Die Praxis

Die erweiterte rezeptive Porträtarbeit, also die Gestaltung der Rezeption, könnte man rezeptiv-produktive Kunsttherapie nennen. Hier sollte man verschiedene Künstler*innenporträts anbieten, die sich sowohl formal als auch inhaltlich unterscheiden. Die Teilnehmer*innen werden eingeladen, möglichst intuitiv ein Porträt, das sie anspricht, auszuwählen und sich davon zu einem eigenen Bild anregen zu lassen. Einige Therapeut*innen schlagen vor, ein Porträt auszuwählen, das eine stärkende Wirkung verspricht. Doch am besten ist es, das erste Bild zu nehmen, das einem (wodurch auch immer) auffällt, denn manchmal bewirken gerade jene Bilder, von denen man sich eine heilsame Wirkung verspricht, eine Anspannung: Das Bild soll dann besonders „schön“ werden.

Die Teilnehmer*innen der Übung gehen erfahrungsgemäß unterschiedlich mit den Vorlagen um: Einige eignen sich die Vorlage an, andere wandeln sie in ein eigenes Porträtformat. Manche verändern die Farbigkeit oder den Abstraktionsgrad, erweitern oder kürzen das Format, ergänzen oder reduzieren das Porträt. Einige möchten die Vorlage möglichst genau abmalen, andere lassen sich zu neuen Ideen anregen oder bebildern eine Geschichte dazu. Diese Umgangsweisen verdeutlichen den rezeptiven Charakter der Arbeit.

So können *Vor-Bilder* (im Sinne des Wortes) genutzt werden, um Assoziationen anzuregen, in einen eigenen Gestaltungsfluss zu kommen oder gezielt bestimmte Themen zu vertiefen. Die Bewusstseinsprozesse der Künstler*innen wahrzunehmen, zu verstehen und sich selbst anzueignen kann Menschen helfen, ihre Einbildungs- und Wahrnehmungskraft zu stärken und für sich zu nutzen. Gerade die Abweichungen von dem Original sind ein erster Anknüpfungspunkt für das Gespräch und die Arbeit mit dem Bild: Was unterscheidet sich wodurch? Was hat das mit mir selbst zu tun? Möchte ich dies so? Welche Lebenshaltung erschließt sich mir aus den Bildern?

Im Laufe von ca. 20 Jahren habe ich über 100 Porträts aus der Kunstgeschichte als Vorlagen auf DIN-A-4-Blätter gedruckt oder in dieser Größe ausgeschnitten und laminiert. Laminieren sehen sie nicht so schön aus wie uneingeschweißt, sind aber handhabbarer und vor allem wiederverwendbar, zumal oft Farbe darauf kleckst (was auch ausliegende Kataloge beeinträchtigt). Das Auswahlkriterium der Vorlagen ist eine möglichst hohe Vielfalt der inhaltlichen und formalen Bezüge: So sollten männliche wie weibliche Künstler*innen beachtet werden, Bildnisse aus verschiedenen Stilepochen ausliegen mit sowohl introvertierten als auch extrovertierten Zügen in so experimentellen wie konventionellen, abstrakten wie gegenständlichen Ausführungen, die in der Öffentlichkeit bekannter oder auch unbekannter sind. Die meisten Bilder stammen aus dem westlich-tradierten Kunstkontext, erweitert um einige aus anderen Kulturen. Diese Erweiterung wird im interkulturellen Austausch wichtig: Hier sollte eine spezifische, zusätzliche Auswahl getroffen werden; im Migrationskontext werden die Menschen zum Beispiel selbst nach möglichen (Identifikations-) Vorlagen befragt.

Ich gebe zu, dass ich zwar viele Bilder vorlege, die ich mir selbst nicht aussuchen würde, jedoch jene, denen ich mich nur widerwillig nähere, wieder herausgenommen habe: Sie sind für die therapeutische Arbeit nicht fruchtbar. Ich denke, dass man sich nur zu jenen Vorlagen konstruktiv verhalten kann, die man selbst kennt und (mehr oder weniger) schätzt: Es werden Fragen zu den Künstler*innen gestellt, deren Bilder ausgesucht wurden und die Antworten dazu sollten authentisch bleiben; dies geht nicht gut, wenn man selbst ein Bild, mit dem sich ein/e andere/r identifiziert, ablehnt. Wobei die Hinterfragung einer Abneigung eine gute Möglichkeit der (eigenen) Selbsterfahrung ist und die Grenzen nicht zu eng sein sollten.

Namen, Erklärungen oder Titel stehen (außer als Signatur im Bild) nicht auf den Bildern, damit bei der Auswahl die Ratio nicht die Intuition einschränkt. Die Lebensgeschichten der Künstler*innen werden von den Patient*innen oft später erfragt oder selbst recherchiert. Gut ist es daher, selbst etwas zu den Porträtvorlagen zu wissen: zu den Urheber*innen, dem Malstil und dem Zeitbezug, zu manchen Lebensgeschichten.

Die Vorlagen werden so ausgelegt, dass sie alle zur gleichen Zeit angesehen werden können, um einen spontanen Eindruck zu erhalten. Viele Menschen haben sofort ein Gefühl für das Bild, das sie nehmen möchten, andere suchen sehr lange (um dann meist doch dem ersten Eindruck zu folgen); manche nehmen auch zwei Vorlagen, die sie zu verbinden suchen. Die Anzahl der Beispiele richtet sich nach der Gruppengröße; so würden bei etwa zwölf Teilnehmer*innen ca. 60 Bilder ausliegen: Das Angebot sollte bei aller Vielfalt überschaubar bleiben. Die Aufforderung besteht darin, sich ein Bild zu suchen, dass in irgendeiner Form anspricht, um sich zu einem eigenen Bild anregen zu lassen. Dies kann inhaltlich oder formal erfolgen, sodass manche einen neuen Malstil versuchen wollen, andere sich durch die Person als solche angezogen fühlen (was natürlich wiederum Hand in Hand geht).

Die Vorlagen haben DIN A 4-Format, die darauf antwortenden Originale sind meist größer. Da es jedoch auch um den Raum im Bild geht sowie um deren Ausdruck und die Malweise, sind die gleichgroßen Abbildungen ausreichend, um Korrespondenzen und Unterschiede sehen zu können. Manchmal wird das Vorbild jünger oder älter gestaltet: Hier ergibt sich ein erster Ansatz zum Gespräch. Kinderbilder, die schwer zu malen sind, wirken oft sehr erwachsen oder wesentlich kindlicher als auf der Vorlage. Auch dies sind Dialoganregungen.

Porträtfotos scheinen einfacher abzumalen als ein reales menschliches Gegenüber, da sie bereits die dritte Dimension, die Körperlichkeit eines Gesichtes oder einer Figur, in die Fläche gebannt haben. Gleichwohl ist es gut, wenn man Menschen nach Fotos malt, diese auch zu kennen: Ein einmaliger Ausdruck auf dem Gesicht kann einfrieren, starr erscheinen, wenn man ihn nicht richtig deuten kann. Oft werden Bilder der eigenen Kinder/ Eltern/ Großeltern nach Fotos gemalt: Dieses Kennen ermöglicht ein Erkennen, birgt aber auch die Gefahr mancher Hemmungen gerade durch die Nähe.

In jedem Echo wirken diejenigen mit, die dieses Echo hervorbringen. In jedem rezeptiven Bild spiegelt sich daher die Sehweise und Eigenart der Zeichnenden. Insoweit ist die Diversität der Antworten innerhalb einer gemeinsamen Vorlage spannend. Reagiert man auf ein Porträt, das anders gestaltet ist als das eigene, werden vielleicht bisher schlummernde Wünsche und Fähigkeiten angeregt, sich zu äußern. Insoweit geschieht eine Anreicherung der Bilder, auf die reagiert wird, werden neue Facetten deutlich und überhaupt der Reichtum des Spektrums der Bilder und der Maler*innen: Ein Bild wird in seiner Differenz zu uns wahrgenommen, wobei wir uns gleichzeitig davon berühren lassen und mitschwingen. Die jeweilige Bildantwort verweist auf die Person, die in Resonanz ging.

Ein Bild äußert alle Inhaltsebenen gleichzeitig, während in der Musik oder dem Gespräch ein zeitliches Nacheinander existiert. Dies macht das Lesen eines Bildes so vielschichtig. Unser Blick speist sich durch unsere eigene Wahrnehmung: Therapeut*in und Patient*in sehen das gleiche Bild, doch sieht jede/r etwas anderes. Diese selektive Wahrnehmung entwickelt kunsttherapeutische Gespräche.

Doris Titze: rezeptive Kunsttherapie aus: Das verkörperte Bild. Seminarunterlagen für den eigenen Gebrauch

Doris Titze